

Maria Petyt von der hl. Theresia (1623–1677)

Mystische Erfahrung und Lebensalltag

Elisabeth Hense, Kleve

Das Leben Maria Petyts

Maria Petyt wurde am Neujahrstag 1623 in Haezebroeck (Flandern) geboren. Ihre Mutter, Anna Folque, war Witwe und hatte zwei Söhne aus erster Ehe, als sie Jan Petyt, den Vater Marias, heiratete. Dieser war ein begüterter Kaufmann, zudem sehr gläubig und sozial engagiert. Auch die Mutter war tiefgläubig und arbeitete mit Autorität und Zuverlässigkeit im Geschäft ihres Mannes mit, ohne auf große Gewinne aus zu sein.

Maria, die erste von sechs Töchtern, war als kleines Kind der Liebling ihres Vaters. Sie war hübsch, freundlich, unterhaltend und überall beliebt. Besondere Zuneigung fand sie in ihrer Nachbarschaft bei den Franziskanerinnen des dritten Ordens, bei denen sie zur Schule ging.

Mit elf Jahren schickte die Mutter sie in ein Kloster nach St. Omaers zur Schule. Dort spürte Maria zum ersten Mal die Anziehungskraft der Meditation und des inneren Betens in feuriger Liebe zu Gott.

Als Maria dreizehn Jahre alt war, brach in ihrem Heimatdorf die Pest aus. Zusammen mit ihren Geschwistern wurde sie daraufhin für längere Zeit von einem Onkel in Poperinghe aufgenommen. Dort legte man wenig Wert auf geistliches Leben und moralische Ermahnungen. Sie wurde in voller Freiheit sich selbst überlassen und bekam Spaß am Tanzen, Kartenspiel, Spazierengehen und Ausschlafen.

Mit etwa sechzehn Jahren gaben die Eltern Maria noch einmal aus dem Haus. Anlaß war die Einquartierung eines Offiziers, der ein Auge auf Maria geworfen hatte. Um den Nachstellungen dieses Offiziers ein Ende zu machen, sandten die Eltern Maria zu Bekannten nach Ryssel. Sehr sorgfältig und behutsam wurde Maria hier zu einem gläubigen Leben angeleitet. Zunächst war Maria aber wenig beeindruckt und fügte sich nur äußerlich in die Lebensgewohnheiten ihrer Gastfamilie ein. Sie machte eine Wallfahrt zu einem Gnadenbild der Mutter Gottes, um äußere Schönheit für sich zu erbitten, denn sie wollte einem Mann gefallen und heiraten. Am Abend des Stefanstages jedoch wurde sie auf überwältigende Weise von einem Strahl himmlischer Freude berührt und ihr Herz neigte sich dem Gebet, Gottesdienst und Alleinsein mit Gott zu.

Mit siebzehn kehrte sie in das Haus ihrer Eltern zurück und die Erinnerung an das außergewöhnliche Erlebnis am Stefanstag verblaßte nicht. Auf der an-

deren Seite spürte sie weiterhin die Verlockungen von Reichtum, Geld und Gut. Oft saß sie allein im Hof am Ufer eines Baches, sie las Thomas von Kempen und Canfield. Schließlich bat sie ihre Eltern, ins Kloster gehen zu dürfen, doch der Vater lehnte strikt ab. Die Mutter prüfte Marias Entschluß, indem sie ihr schöne Kleider, Schmuck und die Ehe mit einem Advokaten in Aussicht stellte. Erst als Maria standhaft blieb und die Mutter von der Reife ihres Verlangens überzeugt war, half sie ihrer Tochter und erwirkte beim Vater die Zustimmung, daß Maria sich bei den Augustinerinnen in Gent vorstellen durfte.

Etwa zur gleichen Zeit als Maria eingekleidet wurde, starb ihre Mutter. Maria gehörte erst fünf oder sechs Monate zur Klostersgemeinschaft, als sie den Konvent wieder verlassen mußte, da sie auf Grund ihrer Sehbehinderung nicht mehr entsprechend am Chorgebet teilnehmen konnte.

Eine ehemalige Mitschwester vermittelte Maria eine Unterkunft im Genter Beginenhof. Maria spielte mit dem Gedanken, nach Hause zurückzukehren und als Älteste die Aufgaben ihrer verstorbenen Mutter zu übernehmen, doch fühlte sie deutlich ihre Berufung zu einem stillen Leben in Einfachheit und Gebet.

Nachdem sie fünf Monate in einer Zelle im Beginenhof gewohnt hatte, zog sie mit dem Einverständnis ihres Beichtvaters, eines Karmeliten, in das Haus einer Freundin und deren Mutter. Zu dritt führten sie ein stilles Leben in Schlichtheit und Gebet. Obwohl Maria es nicht nötig hatte, häusliche Arbeiten zu verrichten, half sie doch beim Backen, Waschen, Kochen und Einkaufen. In den Stunden der Meditation las Maria gern in den Werken der hl. Teresa von Avila. Nach weiteren sieben Monaten unter der geistlichen Führung ihres Beichtvaters legte sie bei ihm die Gelübde der dritten Regel von der heiligen Jungfrau Maria vom Berg Karmel ab. Seitdem nannte sie sich Maria a Sancta Theresia.

Drei Jahre später, 1647, zog ihr Beichtvater aus Gent fort und suchte Maria Kontakt zu einem anderen Karmeliten, Michael vom hl. Augustinus (1622–1684), der damals in Gent Lektor für Philosophie war. Diesen bat sie um Begleitung und Rat, und seitdem war Michael ihr engster Vertrauter und stand bis zu ihrem Tod in intensivem geistigem Austausch mit ihr.

Ab 1648 lebte Michael nicht mehr in Gent und Maria unterhielt schriftlich Kontakt mit ihm. Bewußt begnügte sie sich in den nächsten Jahren mit seinen Briefen und griff nicht zu allerlei anderer geistlicher Literatur, die sie, wie sie es damals empfand, in ihrer Entwicklung verwirrt und behindert hätte. Michael unterwies sie in der Kunst, in ihr eigenes Herz hineinzuhorchen und dem Rufen der Liebe Gottes aus der eigenen Tiefe zu folgen.

Maria litt in den folgenden Jahren in Gent sehr unter der Hochachtung, die man ihr entgegenbrachte; zu Unrecht fühlte sie sich verehrt wie eine Heilige. Viele Menschen suchten Kontakt zu ihr, man bat sie um geistliche Begleitung,

um ihre Anwesenheit bei Sterbenden, um ihr Gebet. Doch Maria fürchtete sich davor, den Leuten etwas vorzumachen und wünschte sich an einen Ort, wo man sie verachtete.

Dieser Wunsch wurde ihr ausgiebig erfüllt, als sie im Oktober 1657 nach Mechelen zog. Dort hatte sie etwa zehn bis elf Jahre lang sehr unter falschen Verdächtigungen, Erniedrigungen und Spott zu leiden. Maria wurde beargwöhnt, man kontrollierte sie von verschiedenen Seiten durch unangekündigte Besuche und Hausdurchsuchungen, man drehte ihr die Worte im Mund herum. Sogar Michael schien sich von falschen Gerüchten beeinflussen zu lassen und sich gegen sie zu wenden. So schmerzlich diese Zeit für Maria auch war, so konnte sie doch erst jetzt zu jener geistlichen Tiefe gelangen, die ein wirklich tragfähiges Fundament für sie war: einem Leben aus dem eigenen Nichts, das nur noch in den Armen Gottes geborgen war.

In Mechelen veränderte sich der Lebensstil Marias grundsätzlich, da es ihr hier möglich war, in einem kleinen Haus des Ordens in unmittelbarer Nähe der Kirche und des Karmelklosters in Klausur zu leben. Mit einer Mitschwester, Catharina van Oorsaghe, wohnte sie hier in stiller Abgeschiedenheit und Armut.

Äußerlich gesehen, kam Marias bewegte Biographie in Mechelen zur Ruhe; zwanzig Jahre lang, bis zu ihrem Tod im Jahre 1677, war die kleine Klausur ihr Unterkommen.

Auf Geheiß ihres Beichtvaters Michael vom hl. Augustinus machte Maria Petyt etwa dreißig Jahre lang zahlreiche Aufzeichnungen über ihre innere Entwicklung. Mit großem erzählerischen Talent entwarf sie ihr Leben mit allen Höhen und Tiefen: überwältigendes Verliebtsein in Gott, wonnevolle Glücksgefühle auf der einen Seite, aber auch abgrundtiefe Verlassenheit und Verzweiflung, sogar Gedanken an Selbstmord auf der anderen Seite. Lange Zeit hatte Maria das Gefühl, zwischen Himmel und Erde zu hängen und weder bei Gott noch bei den Menschen Trost zu finden. In ungekünstelter Aufrichtigkeit und nahezu ängstlicher Genauigkeit ging sie den langen Weg der oft schmerzlichen Selbstanalyse, der sie immer tiefer in die Vereinigung mit ihrem göttlichen Ursprung führte.¹

¹ Die Briefe Marias wurden von Michael zum ersten Mal 1681 in Brüssel unter dem Titel *Kurzer Überblick über das Leben der geschätzten Mutter, Schwester Maria a Sancta Teresia (alias) Petyt...* herausgegeben. Die definitive Ausgabe erfolgte wenig später (1683–1684) in Gent unter einem ähnlichen Titel: *Het leven van de weerdighe moeder Maria a St. Teresia (alias) Petyt – Das Leben der geschätzten Mutter Maria a Sancta Teresia (alias) Petyt*. Die Werke umfassen vier Teile, wovon der erste Teil die eigentliche Autobiographie darstellt.

Der erste Teil der Werke wurde unter dem Titel *Het leven van Maria Petyt* 1976 in Zutphen von Merlier neu herausgegeben.

Eine Auswahl aus den Werken Maria Petyts in deutscher Sprache liegt im Vier-Türme-Verlag vor: Maria Petyt, *Leben aus dem Nichts*. Übers. und eingeleitet von Elisabeth Hense, Schriften zur Kontemplation Bd. 10. Münsterschwarzach 1995.

Die Übung der Zuwendung

In diesem Aufsatz soll nicht nur *über* Maria Petyt gesprochen werden, sie soll vielmehr auch *selbst* zu Wort kommen. Für Maria war es klar, daß es oft gar keine außergewöhnlichen Erfahrungen sind, die den Menschen zu größerer Tiefe bringen, sondern vielmehr das schlichte *Ja* zu Gott, den Mitmenschen und sich selbst. Maria entdeckte ihr eigenes Nichts als Tor zum tiefsten *Ja*: Indem sie alles losließ, was sie selbst war und vermochte, wurde ihr Horizont frei für wahrhafte Begegnung. In temperamentvollen Texten ließ sie ihrer Sehnsucht nach einem Leben aus vorbehaltloser Liebe freien Lauf.

Als wir uns zwei oder drei Monate auf diese Weise [in der Meditation] geübt hatten, brachte [der geistliche Vater] uns allmählich zu größerer Stille und Einfachheit und ließ die Beschäftigung mit der Meditation fahren (ich bin nämlich nie sehr gewandt darin gewesen, mit dem Verstand zu arbeiten). Er veranlaßte uns dazu, die Übung der drei göttlichen Tugenden – Glaube, Hoffnung und Liebe – anzunehmen, die wir sowohl beim Beten als auch außerhalb davon verrichteten. Das geschah in stillen und süßen Akten als eine Zuwendung und ein Einatmen. Dabei blickten wir auf Gottes Gegenwart...

Als ich hierin etwas gefestigt und geformt war, leitete seine Ehrwürden mich an, allmählich alle eigene Beschäftigung fahren zu lassen und beständig den nackten Glauben der Gegenwart Gottes zu üben und ein gleichartiges Zuneigen in Liebe zu ihm. Diese Übung war mir anfangs sehr mühevoll und schmeckte mir nicht. Einerseits fiel es mir schwer, von dem fühlbaren inneren Trost und der Süße entwöhnt zu werden. Der Geliebte stellte mich dann nämlich in eine Verfassung von Trockenheit und Dunkelheit, innerer Qualen, Armut und Verlassenheit des Geistes; diese Verfassung der Seele dauerte ungefähr ein Jahr.

Andererseits war ich nicht daran gewöhnt, mich innerlich auf solch nackte, einfache und geistige Weise mit Gott zu befassen und aufmerksam auf ihn zu sein. Ich hatte nämlich noch keinen wahren Zugang zur Einsamkeit des Geistes. Der Geist war noch sehr mit den Sinnen vermischt und konnte nur auf eine Weise ans Werk gehen, in der auch der sinnliche Teil fühlte und schmeckte... Oft machte es mich sehr müde, immer gegen meine Gedanken anzugehen, um sie zur Ruhe zu bringen, auszuschließen oder los zu werden. Zerstreuende Gedanken und andere lästige Einfälle schienen mich manchmal zu überwältigen und eine Art Lärm in mir zu verursachen. Die Sinne waren manchmal so losgelassen und ungezähmt wie wilde Tiere, ohne daß ich sie zur Ruhe bringen oder sammeln konnte, außer manchmal mit der Kraft eines langen Gebets.²

Unser Text setzt ein, als Maria einen Schritt weiter gehen soll, und das heißt nicht etwa, daß sie mehr tun soll, sondern ganz im Gegenteil soll sie ihre Anstrengungen und ihr Beschäftigt-Sein ein Stück weit fahren lassen und zu größerer Stille und Einfachheit kommen. Sie lernt nun eine Übung kennen, die ich hier mit den Worten „Zuwendung“ und „Einatmen“ übersetzt habe. Es handelt sich im Original um die Ausdrücke „toegeestinghe“ und „aspiratie“, termini technici für ein kurzes inneres Gebet, in dem der Mensch mit dem ganzen Feuer seiner Liebe zu Gott geht. In der karmelitanischen Tradition läßt sich diese Terminologie bis auf Hugo de Balma (13. Jahrhundert) und andere nordische Mystiker zurückverfolgen.³ Wenngleich es zunächst der Mensch ist, der

² *Leben aus dem Nichts*, a.a.O., S. 19–20

³ Vgl. Jean de Saint-Samson, *Oeuvres Mystiques*. Hrsg. Hein Blommestijn und Max Huot de Longchamp, Paris 1984, S. 73

die Initiative ergreift und sich mit liebevollen Worten zu Gott erhebt, verliert sich doch nach und nach die menschliche Kontrolle über das Gebet, bis schließlich der Heilige Geist selbst zum Motor der menschlichen Liebesbewegung geworden ist. In der „Zuwendung“ bewegt sich der Mensch also nicht mehr selbst, sondern wird von innen her, von Gott in Bewegung gebracht durch den göttlichen Hauch der Zuwendung. Wie wir in unserem Atem den Hauch des lebendigen Gottes empfangen können, so können wir in unserer Zuwendung erfahren, daß Gott uns immer schon in unendlicher Liebe zugewandt ist. Ja, die liebevolle Zuwendung ist der göttliche Atem, der uns durchströmt und am Leben hält. Zuwendung ist der wesentliche und feurige Liebesimpuls, der uns dazu befähigt, am wahren Leben unverdienter Liebe teilzuhaben. Zuwendung wird uns von Gott her eingehaucht, und verwundert spüren wir, daß wir nicht mehr anders können, als diesen göttlichen Atem der Zuwendung ein- und auszuatmen. Zuwendung ist die überströmende und unaussprechliche Einheit mit dem schöpferischen göttlichen Lebensatem.

In einem langen Prozeß muß Maria sich ganz allmählich vorantasten, die eigene Beschäftigung und Geschäftigkeit immer mehr loslassen und dadurch Gottes Gegenwart in ihrem Innern mehr und mehr zulassen. Es ist eine Übung, die Maria schwer fällt, weil sie damit zunächst auch den inneren Trost und die innere Süße verliert, die ihre eigenen Anstrengungen ihr vermittelt haben. Solange Maria noch in die Höhe baute, fand sie große Befriedigung, denn in ihrem Innern entwickelte sich eine tiefe Konzentration und leidenschaftliche Dichte. Wenn sie sich anstrenge, konnte sie einen Überfluß warmer Gefühle und reicher Vorstellungen in sich hervorrufen.

Doch jetzt wird ihr klar, daß sie in der Anspannung ihrer Kräfte letztlich wieder nur sich selbst und ihrem eigenen unruhigen Suchen und ängstlichen Wünschen begegnet: die wahre Gottesbegegnung läßt sich auf diese Weise nicht fabrizieren.

Maria sieht ein, daß sie das „Selber-Machen“ der Meditation hinter sich lassen muß, und daß der Mensch schweigen muß, wenn er die Stimme Gottes hören will. Nicht nur mit dem Mund sondern auch mit dem Geist zu schweigen erweist sich jedoch als eine aufreibende Schinderei. Statt selige Stille in ihrem Innern wahrzunehmen, fühlt sie sich verlassen und in tiefe Finsternis versetzt.

Behutsam leitet Michael seine geistliche Tochter an, auf nackte, einfache und geistliche Weise ihre Aufmerksamkeit auf Gott zu richten. Marias Geist und ihr Gebet sind noch vermischt und machen die Übung des nackten Glaubens für sie zu einer harten Arbeit an sich selbst. Der Ausdruck vermischt (vermengelt) ist klassisch und meint eine Einmischung der natürlichen Aktivität (d.h. des Wahrnehmens, des Denkens, des Fühlens) oder deren Objekte in die lautere Schau des Geistes. Die Übung des nackten Glaubens bewirkt eine „Entmischung“ des Menschen, so daß sich ihm Gottes unvermischter Geist auf

direkte und intuitive Weise ganz so offenbaren kann, wie er wirklich ist, ohne daß das menschliche Bewußtsein oder die menschlichen Fähigkeiten diese Gotteserfahrung filtern und strukturieren und damit behindern würden.

Um mehr Festigkeit und Leichtigkeit darin zu erlangen, lehrte er mich die heilige Freiheit, die Freiheit des Geistes, damit ich in keiner inneren oder äußeren Begegnung und von keiner Veränderung der inneren Verfassung oder etwas anderem in die Natur hinuntergezogen werde. Diese Freiheit des Geistes führte notwendigerweise zu einer Unentschiedenheit, Ununterschiedenheit und einer Indifferenz gegenüber allem, was Gott in mir wirken wollte oder nicht wirken wollte, zu einer Indifferenz gegenüber Haben oder Entbehren, Licht oder Dunkelheit, innerer Armut oder innerem Überfluß, gegenüber Süßem oder Saurem usw. Ich war gleichmütig in allem und nahm alles von Gott an, als wäre es das Allemützlichste für uns.

Er lehrte mich, daß ich durch die Einfachheit des Geistes versuchen mußte, so weit zu kommen und fortzuschreiten, daß ich nicht mehr bewußt auf unsere innere Verfassung achtete: wie sie kam oder ging, oder was da unten in der Natur geschah, ob sie litt oder nicht litt, damit ich außerhalb von Gott bei nichts verweilte oder in nichts ruhte als nur in Gott. Ich sollte versuchen, immer oben zu schwimmen wie ein bestimmter Vogel, der (wie er sagte) sein Nest auf dem Wasser baute. Obwohl das Wasser mit der Flut auf und ab geht, bleibt der Vogel fest und ruhig in seinem Nest, ohne sich um das Auf und Ab des Wassers zu kümmern. Er läßt sich mitreiben, wohin das Wasser ihn mitnimmt. Wenn er nämlich im Nest bleibt, kann das Auf und Ab des Wassers ihm nichts anhaben.

Dieses Gleichnis leuchtete mir sehr ein und ich verstand, daß ich mein Nest und meinen Ruheplatz ebenso in Gott bauen mußte und darin, was seinem Willen wohlgefällig ist... Dieses und andere Gleichnisse blieben mir zwei Jahre lang in Erinnerung und waren mir von großem Nutzen.⁴

Maria Petyt sucht auf der einen Seite nach mehr Festigkeit; ihre ursprünglichen Pläne sind brüchig geworden, Ideale haben sich in Dunst aufgelöst und sie sehnt sich nach Beständigkeit und Kontinuität. Auf der anderen Seite möchte Maria mehr Leichtigkeit; inmitten zahlloser Schwierigkeiten und innerer Kämpfe sucht sie nach Unbeschwertheit und spielerischer Leichtigkeit. Beides findet sie mit Michaels Hilfe in der ‚Freiheit des Geistes‘.

Was Maria unter Freiheit des Geistes versteht, erklärt sie sehr lebendig und prägnant mit Hilfe des Bildes vom Nest auf dem Wasser. Wie der Vogel in seinem Nest immer oben schwimmt und sich nicht um das Auf und Ab des Wassers kümmert, so kann auch der Mensch in der Freiheit des Geistes wie in einem Nest immer oben schwimmen, ganz gleich, was das Leben an Gutem oder Schwerem mit sich bringt.

Dazu ist es jedoch notwendig, eine Haltung der Unentschiedenheit, Ununterschiedenheit, eine Indifferenz und Gleichmütigkeit einzuüben gegenüber allem, was geschieht. Das bedeutet nicht, daß Maria unempfindlich werden muß oder sich sozusagen ein dickes Fell anschaffen muß. Es geht vielmehr darum, den Fixpunkt ihres Lebens nicht im sicheren Hafen des von ihr Kontrollierbaren und Machbaren zu suchen, sondern in einer Haltung des Vertrauens mit Gott auf dem Strom des Lebens zu ebbend und zu fluten.

⁴ *Leben aus dem Nichts*, a.a. O., S. 48–49

Zwischen Kampf und Morgengrauen

In dem hier entworfenen Bild der Freiheit des Geistes scheinen für Maria schon am Anfang ihres Weges Entspannung und Ungezwungenheit am Horizont zu winken, doch wird ihr bald klar, daß dieses Nest nicht so schnell gebaut werden kann und daß sie die Perspektive eines freien Geistes immer wieder neu in ihren Alltag hinein erobern muß. Lockerheit und Ruhe auf den Wogen aufreibender Schwierigkeiten zu erfahren bleibt zunächst ein unerreichbares Wunschziel.

Obwohl mir das Gebet so viel Mühe machte und ich mich dabei so kalt fühlte, ohne Trost, Geschmack oder irgendeine gute Regung zu bemerken (wie es schien), harrete ich doch immer im Gebet aus und ließ es nicht sein und verkürzte die Zeit nicht, wie groß die Aversion, der Kampf und die Traurigkeit auch waren, die ich dabei fühlte. Im Gegenteil nahm ich mir mehr Zeit dazu, so viel Zeit als ich nur hatte, und verbrachte viele Stunden nacheinander im Gebet. Dadurch siegte der Geist allmählich über die Sinne und ich fand Zugang dazu, in nacktem Glauben in Gottes Gegenwart zu bleiben und manchmal in Gott sozusagen zu ruhen ...

Für mich war das kein geringer Schmerz, ein so großes und gewaltiges Begehren in mir zu fühlen, um Gott näher zu kommen, um alle Arten von Tugenden in mir zu bekommen, um das innere Gebet vollkommen zu erlangen usw. und auf der anderen Seite vom Geliebten nicht unterstützt, erleuchtet und gestärkt und fühlbar angeleitet zu werden, wozu mich mein Begehren so sehr trieb. Ich fühlte mich eher mit ziemlicher Gewalt zurückgehalten, so daß ich nicht weiterkam, welche Arbeit ich auch tat und welchen Einsatz ich auch hatte.⁵

Mystische Erfahrung führt im Lebensalltag nicht automatisch zu Glück und Erfüllung. Maria Petyt kannte immer wieder Durststrecken, ja sie spricht sogar von einer Phase der Aversion gegen das Gebet. Ein langer und schmerzhafter Prozeß der Entmischung macht ihr klar, daß sie Gott mit noch so viel Sehnsucht und gutem Willen nicht manipulieren kann. Weil sie etwas erreichen will, weil sie Fortschritte machen will und sich mächtig anstrengt, lösen sich ihre angespannten und verkrampften Hände nicht. Sie fühlt sich hilflos mit ihrem großen Begehren, sie fühlt ihre eigene Ohnmacht und Verkrampfung, aber nicht Gottes Nähe, die sie nie und nimmer aus eigener Kraft herbeiführen kann. Um manchmal in Gott zu ruhen, müssen ihre Hände sich öffnen und sie muß zu empfangen wagen. Ihr eigener Einsatz und ihre Mühe sind es, die ihr jedoch meistens im Wege stehen und sie zurückhalten. Sie möchte gern, daß Gott so etwas wie die Verlängerung ihrer Anstrengung ist, und muß feststellen, daß er sich ihrem Zugriff total entzieht. Das einzige was ihr bleibt, ist ein Ausharren in der Sehnsucht.

Maria bleibt ihrer Liebessehnsucht treu, auch wenn die fühlbare Erfüllung ausbleibt. Sie läßt sich nicht davon abbringen, Gott zu lieben und im Gebet nach ihm zu suchen, auch wenn sie im Anspannen ihrer Kräfte nur Gottes Abwesenheit erfahren kann.

⁵ *Leben aus dem Nichts*, a.a.O., S. 20–21

Dann wurde das Gebet in gewisser Weise übernatürlich; größtenteils wurde es in inniger Stille und Ruhen in Gott durch einen nackten und lebendigen Glauben an Gottes Gegenwart inspiriert. Alle grobe Beschäftigung und die Vielfalt der inneren Kräfte fielen von mir ab und innerlich in mir behielt ich nur einen einfachen Blick des Glaubens und eine gleichartige süße und stille Zuneigung in Liebe zu Gott.

Jede andere eigene Beschäftigung langweilte und ermüdete mich sehr, als wäre sie zu nichts anderem nütze als dazu, die innere Ruhe zu stören, die innere Klarheit zu verdunkeln, den Geist aus der innigen Einfachheit aufstehen zu lassen in ein schädliches Gemenge und eine schädliche Vielfalt.

Als sich die Gelegenheit bot, einige inneren Tugendakte zu üben, tat ich das in so großer Stille und Einfachheit, wie mir nur möglich war, um den Geist in seiner Abgeklärtheit besser zu bewahren, entmischt von den sinnenhaften und fühlbaren Kräften. Ich bewahrte ihn so sehr, als die Gnade Gottes mir diese Abgeklärtheit und Entmischung dann aufdeckte. Das göttliche Licht war anfangs nämlich noch ziemlich karg wie das Licht des anbrechenden Morgengrauens, das allmählich in Stufen zunimmt.⁶

Das Gebet geht über die natürlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten des Menschen hinaus, wenn Stille und Ruhe im Menschen einkehren und er Gott alles selber machen läßt. Von seiten des Menschen gibt es jetzt nichts mehr als den nackten und lebendigen Glauben an die Gegenwart Gottes. Alles andere kommt von Gottes Seite. Die äußere Beschäftigung hört auf, die inneren Kräfte kommen zur Ruhe. Es entsteht eine Art Pause, eine Offenheit in liebevoller Zuneigung, ein leerer Raum, der nicht vom Menschen ausgefüllt wird.

Maria ist über die Schwelle gezogen und schaut jetzt von einer anderen Perspektive aus auf ihre Bemühungen und Anstrengungen zurück. Was sie nur mit Mühe loslassen konnte, erscheint ihr nun lästig und hinderlich, es langweilt und ermüdet, weil es in die Vermischung zurückführt und darum den Geist wieder verdunkelt und trübt. Das Gemenge und die Vielfalt zersplittern die Aufmerksamkeit, spalten das eine große Verlangen nach Gott in viele kleine Wünsche und Bedürfnisse. Maria will in der Einfachheit und Klarheit bleiben, sie genießt die Ruhe in Gott und tut alles, um diese Erfahrung andauern zu lassen und zu bewahren. Sie lernt, sorgfältig und behutsam mit Gottes Nähe umzugehen. Sie möchte durch eigene Geschäftigkeit und massiven Kraftaufwand die Nähe Gottes nicht übertönen. Sie lernt, sich einzubringen und ganz in diese Liebe zu investieren. Daß es sich bei der Ruhe in Gott jedoch nicht um einen definitiven Endzustand handelt, deutet Maria am Ende dieses Textes mit dem Hinweis auf die verschiedenen Helligkeitsstufen des göttlichen Lichtes an. Was sie erfahren hat, kann ihr auch wieder entgleiten. Sie spürt ihre fundamentale Ohnmacht, eine einmal erreichte Stufe fest im Griff zu behalten. Es scheint, als ob sich alles wieder in Luft auflöst, ganz als ob nichts gewesen wäre. Jahrelang fühlt sie sich schließlich noch hinter ihren Ausgangspunkt zurückgeworfen.

⁶ *Leben aus dem Nichts*, a.a.O., S. 23–24

Im Kerker der eigenen Natur

Lange Zeit fühlte ich mich in der Enge meiner Natur eingeschlossen, als ob ich in einem engen, dunklen Kerker gefesselt und geknebelt und mit eisernen Ketten gebunden war, ohne daß ich meine inneren Kräfte hätte bewegen können, um sie zu Gott zu schicken oder mit etwas Gutem beschäftigen zu können: das Gebet und alle geistlichen Übungen waren mir so zuwider, daß mir davon übel wurde, ja daß ich vor den Stunden des Betens zurückschrak...

Nur eine Stunde im Gebet zu verbringen war für mich eine Qual, denn es war, als müßte ich gegen den Strom schwimmen. Oft konnte ich meine Gedanken nicht sammeln und sie nicht mit Gott beschäftigen, nicht einmal für die Zeit eines halben Ave Marias. Zwischen Gott und meiner Seele schien eine eiserne Mauer zu sein. Ich fand mich – vor allem während des Gebets – so weit weg von meinem Geliebten und so von ihm entfremdet, als ob er tausend Meilen von mir weg gewesen wäre; damit will ich sagen: dem Gefühl und Empfinden nach, denn mein Wille war nie von ihm entfremdet.

Im Beten verrichtete ich Arbeit über Arbeit, um mich zu dieser Zeit mit Gott zu befassen und zu beschäftigen, aber umsonst...⁷

Marias Weg mit Gott war nicht geradlinig und unangefochten. In diesem Text gebraucht sie eindrucksvolle Bilder, um ihre heftigen inneren Kämpfe zu beschreiben. Das Bild vom Kerker und der Enge der eigenen Natur ist ein biblisches Bild⁸, das Maria hier mir ihren persönlichen Emotionen ausgestaltet und auf etwas drastische Weise darstellt. Weil sie die göttliche Weite bereits erfahren hat, fühlt sie sich wie in einem Kerker, wenn sie wieder auf sich selbst zurückgeworfen wird. Überall stößt sie an ihre Mauern und Grenzen. Mit der Rede vom Knebeln und den eisernen Ketten steigert sie die Beklemmung ihrer persönlichen Situation noch mehr.

Und wer meint, das Lösen der Ketten wäre ganz einfach dadurch zu haben, daß man mit Willenskraft zu beten beginnt, ist getäuscht. Es ist nicht die eigene Willenskraft, die diese Fesseln zu sprengen vermag. Der Ausbruch aus diesem Gefängnis kann niemals die heldenhafte Leistung des Menschen sein. Nicht die menschliche Willenskraft führt zu mystischer Erfahrung, vielmehr entsteht durch die übermäßige Anspannung der eigenen Kräfte ein Widerwillen und Ekel, denn gerade die Anspannung und Forciertheit sind ja wie Grenzen und Mauern, die die Gottesbegegnung verhindern. Daß Maria beim Beten geradezu übel wird, kommt wohl eben daher, daß sie gleichzeitig Mauern verstärkt und durchbrechen will. Maria kommt nicht daran vorbei, gründlich zu scheitern und das Bewußtsein, ein „besserer“ und für die Gottesliebe fähigerer Mensch zu sein, ganz und gar loszulassen.

Ich weiß nicht, wie ich die Zeit des Gebets dann verbringe. Mit Gott beschäftige ich mich nicht und ich zerstreue mich auch nicht mit anderen Dingen. Die Gedanken scheinen an nichts haften zu bleiben, denn in mir scheint es kein Leben, keine Zuneigung, keine Lust mehr zu geben nach

⁷ *Leben aus dem Nichts*, a.a.O., S. 22

⁸ Vgl. etwa Ps 142,8: Führe mich hinaus aus meinem Gefängnis, und deinem Namen sage ich Dank; und Klg 3,7: Er schloß in Mauern mich, wo kein Entrinnen ist; er legte mich in schwere, eiserne Fesseln. Auch wenn ich schrie und flehte, so blieb er stumm auf mein Gebet.

Gott oder nach den Geschöpfen. Und gegen mich selbst habe ich einen Widerwillen und eine Abneigung und kann mich kaum in Geduld ertragen.⁹

Maria befindet sich hier in einer Verfassung, wo ihr Geist in nichts Ruhe finden kann. Sie hängt gleichsam zwischen Himmel und Erde: sie kann ihre Aufmerksamkeit noch nicht in Gott sammeln, obgleich ihr die Dinge der Welt nichts mehr bedeuten. Sie befindet sich in einer Art geistlichen Vakuums, in dem sie kein Leben und kein Verlangen mehr in sich wahrnehmen kann. Ihre Lage ist – soweit sie sich überhaupt noch ausdrücken läßt – noch unerträglicher geworden. Sie hat keinen Boden mehr unter den Füßen, weder im gedanklichen noch im emotionalen Bereich. Es gibt keinen Fluchtweg mehr, keine Zerstreuung oder Ablenkung in den Dingen der Welt, kein genüßliches Kreisen um sich selbst. Maria hat hier die äußerste Grenze ihrer Ohnmacht erreicht und harrt dennoch aus.

Nichts als Gott

Wenn ich die erwähnten Beklemmungen, Finsternisse, Einschnürungen etc. wahrnehme, werde ich gewarnt und angespornt, mich all diesen Belastungen und den Geschöpfen ganz zu entziehen, wie edel sie auch sein mögen, um total für meinen Geliebten da zu sein. Wenn der Geist sich dann frei und losgelöst fühlt von allem, was unter Gott ist, kehrt er zu seiner ersten Freiheit zurück und versucht aufzublühen und sich zu öffnen und die Flügel der Liebe in Gott auszubreiten. Er fängt an, in voller Freiheit in Gott zu schweben und zu fliegen wie ein Vogel in sehr süßer, sehr angenehmer, nährnder und von der Sonne durchschienener Luft. Das göttliche Wesen erscheint mir dann nämlich wie eine sehr süße, sehr lautere, angenehme, nährnde, erquickende, sehr klare und Leben schenkende Luft, die genau zur Mittagszeit von der Sonne durchschienen wird, oder besser gesagt: wie die Sonne selbst ist in unaussprechlicher Klarheit, unermesslicher Größe, unendlicher Höhe, Tiefe, Länge und Breite, die ich mit klarem Blick schaue wie ein Adler und die mich auch heiß macht mit ihrer Hitze.

Und sobald ich mich mit allen Seelenkräften dem Geliebten zuwende, antwortet der Geliebte auf diese Hinwendung sofort mit einem klaren Erscheinen seiner unmittelbaren Gegenwart. Er gibt sich meiner Seele auf eine neue Weise selbst zu schmecken und zu erfahren, so daß ich nichts anderes sehe und fühle als ihn oder niemand anderem begegne als nur ihm. Ich bin dann ganz und gar im Tageslicht; alles ist Licht und Klarheit und ich schwebe darin, weit entfernt und erhoben über allem, was hier unten ist. Was ich dann schmecke und fühle, läßt sich nicht in Worte fassen, doch der äußere Mensch drückt etwas von dem aus, was in ihm vorgeht. Der geistliche Jubel und die Freude brechen nämlich an allen Seiten durch alle Sinne und Regungen des Körpers hervor. Es ist wie bei jemandem, der von Trunkenheit überwältigt und wie von Sinnen ist, der alles ausplaudert, was er auf dem Herzen hat und ohne Scheu oder Scham singt und juchzt, tanzt und springt und wie verrückt oder von Sinnen zu sein scheint aus großer Freude.¹⁰

Zu Anfang hatte Maria sich darin geübt, immer oben zu schwimmen wie jener Vogel, der sein Nest auf dem Wasser baut, und sich nicht überschwemmen zu lassen von den Beklemmungen und Belastungen, die ihren Lebensweg begleiteten.

⁹ *Het leven van de weerdighe moeder Maria a St. Teresia*, a.a.O., I c 93

¹⁰ *Het leven van de weerdighe moeder Maria a St. Teresia*, a.a.O., IV c 198

Jetzt geht sie noch einen Schritt weiter: von allem, was unter Gott ist, löst sie sich und macht sich ganz frei von den steigenden und fallenden Wasserfluten. Das Bild des Wassers ist zu schwer und unbeweglich geworden, um noch auszudrücken, wie sie sich von Gott getragen weiß. Maria wählt jetzt lieber das Bild der Luft als Symbol für die Liebe Gottes, die ihr Raum gibt, Leben schenkt, und sie emporträgt. Von Gottes Liebe umfassen wie von sonnen-durchschienener Luft blüht sie auf, öffnet sich und breitet die Flügel der Liebe in Gott aus. Sie braucht das Nest aus Vertrauen und Glauben jetzt nicht mehr, das sie lange Zeit über Wasser gehalten hat. In voller Freiheit schwebt und fliegt sie ganz ohne jedes Mittel in Gott, der sie von seiner herrlichen Wärme und Klarheit genießen läßt.

Maria steigert die Ausdruckskraft dieses Bildes, indem die Luft zur Sonne selbst wird und der Vogel ein Adler ist, der mit klarem Blick die Sonne schaut und von ihr heiß wird. Sie ist erwachsen geworden in der Liebe und bewegt sich in Gott als dem ihr eigen gewordenen Lebensraum.

Nicht immer wirkt sich die Liebesbegegnung mit Gott wie eine kraftvolle Entrückung aus; gerade in schmerzlichen, schwierigen Zeiten sucht Gott oft eine stillere Weise, seine Gegenwart kund zu tun.

Wenn die Seele dann ganz und gar Liebe und göttlich geworden ist, fühle ich irgendwie auf wunderbare Weise, die ich nicht in Worte fassen kann, daß Gott sich selbst in der Seele und durch die Seele liebt in unendlicher und unbegreiflicher Liebe, wie er sich selbst von Ewigkeit an geliebt hat und in Ewigkeit lieben wird.

In dieser Liebe endet alles Schauen und Einatmen Gottes, alle Zuwendung und liebevolle Hinwendung des Menschen zu Gott. Diese Liebe geschieht nämlich in so großer Eintracht, daß sie den Menschen sogleich in die Verfassung der Überformung und des Einswerdens mit Gott hinstellt.¹¹

Noch viel mehr als das innere Freiwerden, das Schwimmen im selbstgebauten Nest und das Fliegen in Gottes Geist, genießt Maria in der Überschau, wie Gott sich selbst in ihr genießen konnte: Gott erkennt, schaut, verherrlicht und liebt sich nämlich selbst in einem genichteten Menschen. Der äußerste Höhepunkt ihrer mystischen Ekstase ist die Gott-in-Gott-Erfahrung, in der sie sich nicht mehr als von Gott unterschieden wahrnehmen kann.

Diese Erfahrung wird gewissermaßen eingeleitet durch das „große Silentium der Karmeliten“ – wie Maria es nennt – „in dem kaum ein Wort oder ein Zeichen oder ein Wink geduldet wird.“

Alles in ihr ist dann zur Ruhe gekommen und kann losgelassen werden. In ihrem eigenen liebevollem Schweigen nimmt sie das überaus zarte Schweigen Gottes war. Maria vergleicht diese Verfassung mit dem Schlaf zweier Liebenden, die sich ganz und gar aus der Hand geben und sozusagen ineinander ruhen. Doch ist es ihr kaum noch möglich, im Nachhinein etwas von diesem mysti-

¹¹ *Het leven van de weerdighe moeder Maria a St. Teresia*, a.a.O., IV c 37

schen Traum zu erzählen, weil die Sprache in diesen inneren Bereich des Geistes, der eben nicht dies oder das, sondern eher etwas Namenloses, Ungeschiedenes ist, keinen Zutritt mehr hat.

Die Verfassung der Vergöttlichung in unaussprechlicher Liebe konnte Maria nie endgültig erreichen, geschweige denn festhalten. Nicht wieviel sie von Gottes Liebe spürte oder wie weit ihre Einsicht gelangte war wesentlich, sondern in Ebbe und Flut menschlicher Affekte und menschlicher Erkenntnis immer wieder neu empfänglich zu werden für die unaussagbare, überströmende, herrliche Liebe Gottes, die sich in keinem Gefühl endgültig erfassen und in keinem Wort ein für allemal begreifen läßt. Die wahre Liebe blieb für Maria auch auf dem Höhepunkt der unio mystica ein Abenteuer jenseits ihrer eigenen menschlich begrenzten Möglichkeiten.

EINÜBUNG UND WEISUNG

Aufstieg der Niedrigen – Absturz der Mächtigen

Marias Antithesen

Anmerkungen zu Lk 1,46–55

Und Maria sprach:

*„Groß rühmt mein Leben den Herrn,
und mein Geist jubelt ob Gott, meinem Retter,
weil er die Niedrigkeit seiner Magd angeblickt.
Denn da! Von nun an preisen alle Geschlechter mich selig,
weil Großes mir getan der Kraftvolle.
Und heilig ist sein Name.
Und sein Erbarmen: Geschlecht für Geschlecht
über denen, die ihn fürchten.
Gewaltiges tut' er mit seinem Arm,
zersprengt die im Herzen hochmütig Gesinnten.*